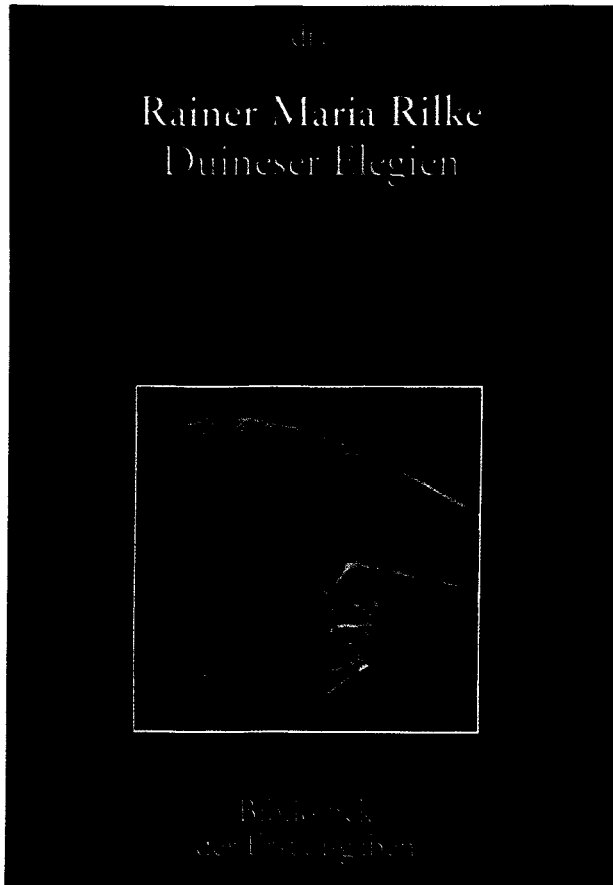


Neu gelesen

Die Rede vom Engel bei Rainer Maria Rilke

Von Georg Langenhorst



Rainer Maria Rilke
Duineser Elegien: Leipzig 1923
Bibliothek der Erstausgaben; Bd. 2634
München: Deutscher Taschenbuch Verlag. 1997
80 Seiten, 4,90 €
ISBN 978-3-423-02634-5

Wer, wenn ich schrie, hörte mich denn aus der Engel / Ordnungen? Was für ein Auftakt für eine der bekanntesten Gedichtzyklen in deutscher Sprache! Mit dieser poetischen Frage klingt das erste jener insgesamt zehn Gedichte an, die Rainer Maria Rilke (1875-1926) unter den Titel der „Duineser Elegien“ stellen wird. 1912 auf dem Schloss Duino an der Adria in der Nähe von Triest entstanden, bricht der Text eine Szenerie auf, in der Mensch und Engel einander radikal gegenüberstehen. Zwei „Ordnungen“ werden beleuchtet,

deren Ziel darin liegt, den Menschen in seiner Verlorenheit, Zerrissenheit und Einsamkeit umso deutlicher zu profilieren.

Ein jeder Engel ist schrecklich

Engel? Wer harmlose Bilder von schützenden Mächten erwartet, wer tröstende Vorstellungen von geflügelten, unser Leben begleitenden Gottesboten sucht, der sollte die verstörenden, aufrüttelnden, auch fast 100 Jahre nach ihrem Entstehen rätselhaft bleibenden Verse Rilkes lieber meiden. Denn was zeichnet die hier lyrisch entworfenen „Engel“ aus? Gewiss, sie sind ganz anders als wir Menschen in ihrem „stärkeren Dasein“, gewiss, sie sind „schön“. Aber: „das Schöne ist nichts als des Schrecklichen Anfang“, so die erste Elegie in den ersten Versen. Mit dem Motiv „Schrecken“, ist ein zentraler Zug der Engel-Zeichnung Rilkes benannt: „Ein jeder Engel ist schrecklich.“

Dieser Vers bildet zugleich den Auftakt der zweiten Elegie, die ganz den Engeln gewidmet ist, ihnen, den „fast tödlichen Vögeln der Seele“. Mit der Frage „Wer seid ihr?“ schließt die erste Versgruppe. Und dann zeichnet Rilke nie gelesene poetische Bilder, um seine „Engel“ zu beschreiben: „frühe Geglückte“ der Schöpfung, nennt er sie; „Verwöhnte der Schöpfung“; „morgenrötliche Grate aller Erschaffung“; „Pollen der blühenden Gottheit“; „Gelenke des Lichts, Gänge, Treppen, Throne, Räume aus Wesen, Schilde aus Wonne, Tumulte stürmisch entzückten Gefühls“. Wozu diese überquellenden Bilder? Wozu diese immer wieder neu ausgeloteten Grenzgänge an die Trennlinie von Verstehen, Erahnen und Sinnsprengung?

Spiegel

Romano Guardini, ein erster großer einfühlsamer theologischer Rilke-Deuter, zählte gerade diese Sprachsetzungen zu den „großen Leistungen seherischer Dichtung“. Heute urteilt man nüchterner. Rilkes Engel sind kaum zu deuten als theologischer Beitrag zur Angelologie, sondern vor allem poetische Chiffren zur Selbstdeutung des Menschen. Auch wenn Rilke in seinen Gedichten von „Gott“ spricht, geht es – zumindest primär – nicht um Glauben und Religion, sondern um eine lyrische Selbstbesinnung.

Denn was sind die Engel, der zweiten Elegie zufolge? „Spiegel“ – im Text zur Betonung der Bedeutung kursiv gesetzt! Was spiegeln sie? Zunächst sich selbst, schön-

fen sie doch „die entströmte eigene Schönheit zurück in das eigene Antlitz“. Die von ihnen ausgestrahlte, von Menschen wahrnehmbare Schönheit fließt in sie selbst zurück. In diesem Prozess erkennt der Mensch sich jedoch umso genauer. Darum geht es in den Elegien: Im Bilde des lyrisch entworfenen Engels – wie auch in anderen Zentralmotiven wie den „Tieren“ oder den „Liebenden“ – wird das Bild des Menschen gespiegelt in neuer Schärfe und Klarheit. Im Spiegel dieser vom Menschen unterschiedlichen Daseinsform, die uns etwas voraus hat, die eine Vollkommenheit umfasst, der wir uns bestenfalls sehnsuchtsvoll annähern können.

Staune, Engel!

Die siebte Elegie, zehn Jahre nach den beiden ersten verfasst, geht einen Schritt weiter. Das lange Ringen Rilkes mit den Duineser Elegien, mit ihren Bildern, Themen und Motiven bleibt nicht in dieser ernüchternden Beschreibung des menschlichen Schicksals stehen. Jenseits aller Trennung, aller Abgeschiedenheit von der Welt der uns so unendlich überlegenen „Engel“ gibt es doch eines, was der Mensch dem Engel zeigen kann. Er, nur er hat die Fähigkeit, die Dinge innerlich anzuschauen. Er birgt das Angeschauete in seinem Denken und Dichten und gibt ihm so einen eigenen Sinn:

„Engel / *dir* noch zeig ich es, *da!* In deinem Anschauen / steht es gerettet zuletzt“. Das Anschauen und die Verwandlung in zeitüberdauernde Worte, das ist es, was der Mensch, was der Dichter kann, und was ihn der Ordnung der Engel wenigstens etwas näherbringt. „War es nicht Wunder? O staune, Engel, denn *wir* sinds, / *wir* o du Großer, erzähls, dass *wir* solches vermochten“. Nein, damit verschwimmen die bleibenden Grenzen zwischen den Ordnungen der Menschen und der Engel nicht. „Engel ... du kommst nicht. Denn mein Anruf ist immer voll Hinweg“, weiß auch der Sprecher der siebten Elegie. Und doch hat sich der Ton verändert. „Bleiben ist nirgends“, heißt es in der ersten Elegie, „Hiersein ist herrlich“ nun in der siebten. Die Welt der Engel: sie bleibt ein Gegenüber, aber zumindest der „Hinweg“ zu ihr scheint möglich.

Selbstreferenz – Entknüpfung – Überstieg

In einer gründlichen, neuen Untersuchung hat der Kölner Theologe Norbert Stapper frühere Texte Rilkes, die „Christus-Visionen“, theologisch-literarisch analysiert. Er arbeitet dabei überzeugend drei Kategorien heraus, die das poetische Verfahren Rilkes im Umgang mit religiösen Bildern und Vorstellungen beschreibt: Selbstreferenz, Entknüpfung und Überstieg. Diese Kategorien lassen sich auch auf den späteren Einsatz von „Engeln“ übertragen:

Selbstreferenz – Die Rede von Engeln erhält ihre poetische Bedeutung ausschließlich im Kontext der inneren Sprachwelt der Duineser Elegien. Sie verweisen

nicht auf etwas Anderes, haben keine „Botschaft“, lenken den Blick vielmehr ganz auf den Bereich des dichterischen Entwurfs, auf sich selbst. **Entknüpfung** – Die aufgerufenen religiösen Vorstellungen von Engeln aus dem jüdisch-christlichen Traditionsschatz bilden bewusst den Hintergrund. Gleichzeitig löst Rilke seinen eigenen dichterischen Gebrauch aber von diesen Vorstellungen ab. Aus der bleibenden Spannung von Anknüpfung und Loslösung ergibt sich die geistige Dynamik dieser Texte. **Überstieg** – Trotz allem weisen die Gedichte über sich hinaus, öffnen einen Raum des Numinosen, der sich freilich nicht genau definieren lässt. Sie lösen eine Bewegung aus, die über die reine Textwelt hinausgehen kann.

Engel als Weg zur Selbsterforschung

Rilke ist kein „christlicher Dichter“. Sein formeller Austritt aus der katholischen Kirche 1901 ist mehr als eine Protesthandlung gegen die eng-repressive religiöse Welt seiner Kindheit und Jugend. Er bleibt ein Suchender, ein gegenüber dem Spiritismus seiner Zeit Aufgeschlossener, ein seine eigene religiös-dichterische Welt Entwerfender, die sich einer theologischen Klassifikation bleibend entzieht. Bei aller vermeintlichen Nähe in Motivwahl und Sprachsetzung bestätigt Rilke in seinen Texten also nicht einfach eine kirchliche Wirklichkeitsdeutung.

Rilkes Gedichte entwerfen eine eigene Welt. Seine „Engel“ spiegeln in ihrer Gleichzeitigkeit von Andersartigkeit und Schönheit auf der einen, Unerreichbarkeit und Schrecklichkeit auf der anderen Seite unsere Sehnsüchte, Ängste und Hoffnungen. Ob es Engel „gibt“, welchen „ontologischen Status“ man ihnen zugesteht – solche Fragen wären an Rilkes Texte fehlgerichtet. Ein Nachdenken und Nachspüren der Überlegung, wie wir Menschen uns im Bilde der Engel selbst begreifen können, das freilich kann man in der immer wieder verstörenden Lektüre der Duineser Elegien neu erfahren.



Prof. Dr. Georg Langenhorst ist Professor für Didaktik des Kath. Religionsunterrichts und Religionspädagogik an der Universität Augsburg. 2011 erschien von ihm ein Praxis-Handbuch „Literarische Texte im Religionsunterricht“ (Verlag Herder).